WER WAR DER STIFTER GUSTAV RUUT?

Wer war Gustav Ruut? Ein estnischer Staatsbürger, geboren am 6. August 1923 in der Stadt Fellin, 1,78 m groß, mit graublauen Augen – so steht es in der Reisegewerbekarte, die er als Textilhändler in Steinfurt beantragte. Im Flüchtlingsdokument aus der britischen Besatzungszone ist er 1,80 m groß, seine Augen: grau. In seinem Personalausweis, den er später als deutscher Staatsbürger erhielt, steht: graue Augen, 1,76 m.

Ein Blick in die Dokumente, die von Gustav Ruut geblieben sind, zeigt, wie wenig sie über sein Leben aussagen. Schon bei etwas so Eindeutigem wie seiner Körpergröße und Augenfarbe liegen sie im Streit. Die Antwort auf die Frage, wer Gustav Ruut war, darf man daher nicht nur im Messbaren suchen. Nicht nur in den Daten seines Lebens. Die Antwort liegt in den Geschichten, die Menschen über ihn erzählen. Und die er selbst erzählt hat. Nach und nach, über die Jahre, mit wachsendem Vertrauen in Peter Hoffenbach, der anfangs sein Bankberater war, später sein engster Vertrauter wurde und schließlich der Vorstand seiner Stiftung.

„Er war nicht rührselig, hat auch nicht in Erinnerungen geschwelgt", sagt Hoffenbach. Meist ging es um Geschäftliches, und wenn es persönlich wurde, bei den Gesprächen in Ruuts Wohnzimmer, dann wollte Ruut, dass Hoffenbach erzählte. Von seinem Leben, von seiner Familie, von seinen Kindern. Aber manchmal hatte Ruut dann doch den Drang, etwas preiszugeben. Sehr langsam und in seinem osteuropäischen Akzent; in einfachen, wenigen Worten. „Er war kein Poet, sondern ein Mann von der Straße", sagt Hoffenbach. Einer eben, der sein halbes Leben lang auf Marktplätzen Textilien verkauft hat: „Willst du kaufen? Nein? Dann weg." So direkt, so knapp, dass es hart klang.

„Willst du kaufen? Nein? Dann weg."

„Ein harter Knochen", wie Peter Mischo es ausdrückt. Mischo vertrat Hoffenbach als Vermögensberater bei Ruut und war lange Jahre im Vorstand der Stiftung. Auch er hat Gustav Ruut persönlich kennengelernt. Allerdings nur aus der Perspektive des Beraters. „Er war verbindlich, geschäftlich und alles andere als persönlich. Dazu sehr fordernd: Man hätte ihm nie mit Halbwahrheiten oder Halbwissen kommen können, und er hatte ein Elefantengedächtnis."

Ein hervorragendes Gedächtnis verlangte Ruut auch von seinem Gegenüber. „Wenn er etwas erzählt hat, dann oft nur einmal", sagt Hoffenbach. „Wenn er etwas preisgegeben hatte, setzte er voraus, dass man es danach wusste."

Die geschenkten Goldmünzen

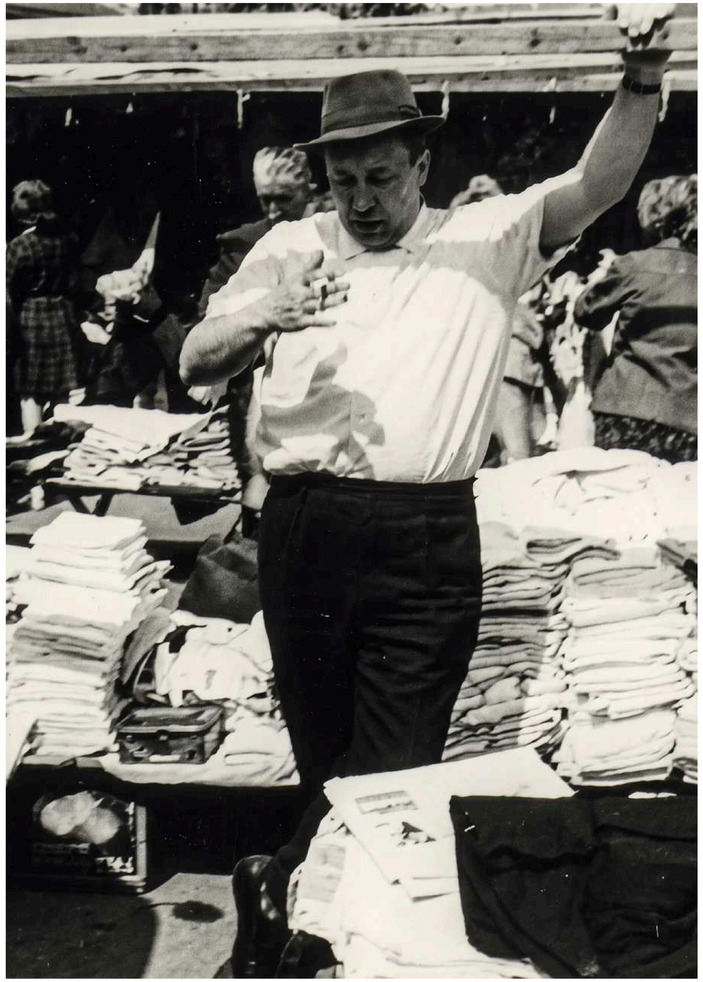
So zum Beispiel die Geschichte von den Goldmünzen. Die früheste Erinnerung von Gustav Ruut, die wir kennen: In den Dreißigerjahren, Ruuts Jugendzeit, schenkte ihm der Großvater ein Sparbuch und einige Goldmünzen. Wie viel Gold, wissen wir nicht; auch nicht, welche Summe im Sparbuch eingetragen war. Aber wir wissen, dass im Sparbuch „Kr." über den Spalten stand – estnische Kronen. Denn Ruut lebte damals in seiner Geburtsstadt Fellin.

1940 besetzten die Russen Estland und machten es zu einem Teil der Sowjetunion. Das Sparbuch wurde umgeschrieben – und war mit einem Schlag weniger wert. Sehr viel weniger. Aus einer estnischen Krone im Sparbuch wurden 1,25 Rubel. Eigentlich wäre sie 8 bis 10 Rubel wert gewesen. Die Goldmünzen hingegen blieben Goldmünzen.

Ein Jahr später, am 8. Juli 1941, nahmen die Deutschen Fellin ein. Das Sparbuch wurde umgeschrieben auf Reichsmark und verlor wieder an Wert. Gustav Ruuts Goldmünzen aber blieben, was sie waren: sein Schatz.

Die Faszination für Gold ist Ruut bis zum Ende seines Lebens erhalten geblieben. Nicht für protzige Türklinken oder goldene Wasserhähne – so etwas konnte man in seinem Haus am Dortmunder Volksgarten nicht finden. Eine Faszination für Barren aus Gold, die in Bankschließfächern lagerten, und für Goldmünzen, versteckt in den Gemäuern seines Hauses: Krügerrand, Gold-Dollar, Peseten, Dukaten, Lire, Goldfranken aus der Schweiz. Goldene Sicherheit – bei Bedarf mit Hammer und Meißel aus der Wand zu klopfen.

Gustav Ruut



Gustav Ruut als Textilhändler auf einem Wochenmarkt – viele Jahre seines Lebens war er unterwegs, verkaufte Waren und baute sich so Schritt für Schritt seine Existenz auf.

Gold in den Wänden

Als er das nicht mehr gut konnte, bat er Peter Hoffenbach. „Er sagte zu mir: Gehen Sie in den und den Raum und schlagen Sie dort und dort ein Loch rein. Das war schon ein komisches Gefühl, danach mit einer Plastiktüte voll Goldmünzen dazustehen, den Betonstaub auf Händen und Gesicht." Gold in den Gemäuern des Hauses, wo es keiner vermutet, das war Ruuts Versuch, die Kontrolle zu behalten. Egal, welche Kriege und Katastrophen über das Land hereinbrechen würden, Ruut würde sein Geld nicht noch einmal verlieren.

Dass die Idee unkonventionell war, hat Ruut nicht abgeschreckt. Es hat ihn eher bestärkt. Er hatte ein Faible für Bauernschläue:

In seinem Haus gab es zum Beispiel auch einen Safe. Er war leicht zu finden, leicht zu öffnen – und fast leer. Überall im Haus lagen Perserteppiche, die waren teuer und in den Sechzigerjahren in Mode. Für Einbrecher also sehr verlockend und nicht zu übersehen. Aber bei weitem nicht so viel wert wie Ruuts Goldschatz.

Soweit wir wissen, ist in Gustav Ruuts Haus nie eingebrochen worden. Vielleicht auch, weil niemand ahnte, wie sehr sich das gelohnt hätte. Denn Gustav Ruut erzählte niemandem von seinem Reichtum. Das Einzige, was er nicht verheimlichen konnte, war sein Haus. Eine Bungalow-Villa aus den Sechzigern. Sehr modern, weitläufig, mit großen Fenstern und in einer angesagten Gegend. „Ich glaube, er war sehr stolz, dass er es vom Flüchtling zum Besitzer so eines Hauses gebracht hat", sagt Hoffenbach.

Seinen Nachbarn aber erzählte Ruut, das sei gar nicht sein Haus. Er wohne auch nicht zur Miete. Im Gegenteil: Er bekomme jeden Monat 500 DM, damit er darauf aufpasse.

War das klug und vorsichtig? Oder schon übervorsichtig? Schwer zu sagen. Waren es Sorgen um sein Vermögen, die ihn antrieben? Hatte ihn sein Leben gelehrt, niemandem außer sich selbst zu trauen?

Gefangen

Viele Abschnitte in seinem Leben liegen im Dunkeln. Seine Jugend in Fellin endete, als er sich freiwillig zur Wehrmacht meldete. Wieso, das hat Ruut nicht erzählt. Nur, dass man ihm dafür die letzten Schuljahre und das Abitur geschenkt hat. Überhaupt, sagt Hoffenbach, habe Ruut nur wenig über den Krieg gesprochen. Nicht, wo er gekämpft hat. Nicht, wie er den Krieg überlebt hat. Auch nicht, wie er am Ende in ein Kriegsgefangenenlager in Belgien geriet.

Im Lager aber zeigte sich ein anderer Charakterzug, der Ruut ausmachte: Ruut fand bald heraus, dass viele seiner amerikanischen Bewacher deutsche Freundinnen hatten, denen sie gerne Anträge gemacht hätten – nur gab es nirgends Schmuck zu kaufen. Also sägte Ruut ein kupfernes Heizungsrohr in Stücke und polierte sie, bis daraus Ringe wurden. Egal, wie karg der Boden war, auf dem Ruut sich wiederfand – er fand eine Stelle, die er in einen Acker verwandeln konnte.

Egal, wie karg der Boden – Ruut fand eine Stelle, die er in einen Acker verwandeln konnte.

Schmuggler wider Willen

Als er aus dem Kriegsgefangenenlager entlassen wurde, war Estland ein Teil der Sowjetunion geworden. Ruut wurde in Deutschland als Flüchtling registriert und musste in „Ausländerlagern“ leben, zuletzt in Borghorst in der britischen Besatzungszone. Dort bekam er Verpflegung, hin und wieder ein Kleidungsstück und 15 DM pro Monat. Davon zu leben war „auf Dauer unmöglich“. So zumindest argumentierte Ruuts Anwalt rückblickend, als Gustav Ruut 1952 wegen Schmuggel vor dem Landgericht Münster/Westfalen stand.

Um für sich zu sorgen, war Ruut nämlich auf die Idee gekommen, sich von einem Bekannten aus der amerikanischen Besatzungszone Waren schicken zu lassen und sie in den Ausländerlagern zu verkaufen. Dort ein Angebot, hier die Nachfrage. Vor allem Zigaretten waren Mangelware und verkauften sich gut.

Er beantragte auch einen Reisegewerbeschein, aber für Ausländer gab es nur ein geringes Kontingent – man lehnte ab. 1951 versuchte er es noch einmal und war erfolgreich. Von da an reiste er als Händler durch die Gegend und verdiente statt 15 DM im Monat jetzt 200 DM. Bloß: Das machte seinen Handel davor nicht legal.

1952 wurde er zu vier Monaten Gefängnis verurteilt; das Gnadengesuch seines Anwalts wurde abgelehnt. Dass Ruut alles gestanden und sogar Schmugglerreisen angegeben hatte, „von denen die Zollbehörde nichts in Erfahrung hätte bringen können“, nutzte ihm nichts.

Ruut akzeptierte das, saß die Strafe ab – und handelte danach weiter. In den Fünfzigerjahren waren Textilien Mangelware: Bettwäsche, Handtücher, Tischdecken. „Er spürte, wo Waren gebraucht wurden“, sagt Peter Hoffenbach. Also reiste Ruut übers Land, bis in die abgelegensten Dörfer. Zu allen Jahreszeiten, bei jedem Wetter. Stand in tief verschneiten Dörfern auf dem Wochenmarkt und verkaufte Handtücher und Bettwäsche.

Ruut war keiner, der seine Waren laut anpries. Keiner, der zum Kaufen überredete. Er verkaufte Qualität und kannte den Preis dafür. Wenn jemand unverschämt handelte, konnte er ungehalten werden. „Er war im Umgang sehr anspruchsvoll“, sagt Hoffenbach. „Aber er hat die Menschen auch respektiert und auch leben lassen.“

In seinem Nachlass hat Hoffenbach später nicht eingelöste Wechsel von anderen Textilhändlern gefunden. Wechsel über hohe Summen – hätte er sie eingelöst, wären seine Geschäftspartner ruiniert gewesen. „Er war ein schwieriger Mensch, aber er hatte einen weichen Kern“, sagt Peter Mischo. Also verlängerte Ruut die Wechsel immer wieder. Und als er nicht mehr gut zu Fuß war, verlangte er dafür von den Händlern, dass sie für ihn bei Aldi einkauften.

Aldi war überhaupt eine feste Größe in Ruuts Leben. Als 1962 in Dortmund die erste Filiale nach dem Discounter-Prinzip eröffnet wurde, in der die Kunden die Ware selbst aus Kartons und von Paletten nahmen, war Ruut überzeugt: Das setzt sich nicht durch. Als klar wurde, wie falsch er gelegen hatte, kaufte er ausschließlich bei Aldi ein – aus Respekt vor der unternehmerischen Weitsicht der Albrecht-Brüder.

Antonia

Auch mit Ruuts eigenem Unternehmen ging es in den Sechzigerjahren aufwärts. Immer mehr Märkte kamen hinzu. Aber das bedeutete auch: immer weitere Strecken waren zu fahren. Wenn er frühmorgens in Steinfurt den Bulli mit den Waren für den Tag belud, schmierte ihm seine Frau Antonia Brote und füllte seine Thermoskanne mit Kaffee. Erst spät abends kam er wieder zu ihr zurück. Antonia war zwölf Jahre jünger als Ruut, geboren am 3. Juli 1931 in Borghorst – dort, wo Ruut einst im Lager seine geschmuggelten Zigaretten verkauft hatte und wo er seitdem geblieben war.

„Ruut war sehr stolz, mit ihr verheiratet gewesen zu sein“, sagt Peter Hoffenbach. Das legen auch die Fotos nahe, die Hoffenbach in Ruuts Nachlass gefunden hat. Es gibt zwei Sorten, auf beiden ist Antonia zu sehen. Die einen zeigen Antonia im Porträt. Mal sitzt sie neben einem Bücherregal, mal steht sie neben einem Rosenstrauch. Bodenständig, aber immer schick. Nie Schnappschüsse, immer in Szene gesetzt. Die andere Sorte sind Urlaubsfotos von Antonia und Gustav zusammen. Immer die gleiche Komposition: Beide nebeneinander, im Hintergrund der Ort, an den sie gereist waren. Meist ruhige, idyllische Ziele in Bayern, Österreich. Mal vor einem Denkmal im Wald, mal an einem See in den Alpen. Fotos wie Trophäen. „Ich glaube, dass er da seine glücklichste Zeit hatte“, sagt Hoffenbach.

Als Ruut es sich leisten konnte, kaufte er für Antonia und sich das geräumige Haus am Dortmunder Volksgarten, an dem er schon oft vorbeigefahren war - sein Traumhaus.

Aber selbst wenn Ruut zu Hause war, blieb Antonia oft allein. Ruuts Unternehmen war weiter gewachsen. In den Kellerräumen hatte er sich ein Lager eingerichtet und versendete Waren an andere Händler. Ruut arbeitete allein. Er hatte nie Angestellte, nie Partner.

Oft musste Antonia in dieser Zeit ohne ihn in den Urlaub fahren. Oder sie fuhr auf Kur. Dann schrieben sie sich Briefe. Der Ton: zärtlich. Er nennt sie „Mutti“, obwohl oder weil sie nie Kinder gehabt hatten. Sie nennt ihn „Papili“ oder „Bärchen“.

Und dann, mit 52 Jahren, starb Antonia. Sie war an Krebs erkrankt, aber sie hatte es ihrem Mann nicht gesagt. Irgendwann stand Gustav Ruut an ihrem Nachttisch und sah dort Medikamente liegen, die sie nicht weggeräumt hatte. Viele Medikamente. Antonia weihte ihn ein. Aber da waren es nur noch wenige Monate bis zu ihrem Tod.

Mit 52 Jahren starb Antonia. Sie war an Krebs erkrankt, aber sie hatte es ihrem Mann nicht gesagt.

„Bis dahin hatte Ruut nicht erkannt, wie ernst die Lage war. Oder er hat es nicht wahrhaben wollen“, sagt Peter Mischo. „Aber wenn man weiß, dass Antonia sterben würde, dann liest man die Briefe und Karten anders.“ Die Kur-Urlaube erscheinen plötzlich in einem anderen Licht.

Im November 1983 wurde Antonia Ruut begraben. In den 23 Jahren bis zu seinem eigenen Tod trauerte Gustav Ruut um sie. Als Hoffenbach und Mischo nach seinem Tod das Haus am Dortmunder Volksgarten ausräumten, fanden sie fast nichts, das jünger war als 20 Jahre – alles noch wie zu Antonias Zeiten. Auch im Grundbuch war sie noch eingetragen.

Und überall die Bilder von Antonia Ruut. „Ich habe ihn ja die letzten acht Jahre seines Lebens kennenlernen dürfen“, sagt Peter Hoffenbach. „Und in diesen acht Jahren hat er mit den Bildern seiner Frau gesprochen. So, als ob sie noch da wäre.“

Verwandte gab es keine mehr. Nur einen Bruder hatte Ruut gehabt, aber zu dem hatte er den Kontakt abgebrochen und ihn enterbt, weil er Alkoholiker war. Mehr erzählte er dazu nicht. Manchmal, selten, besuchten ihn Bekannte aus Estland. „Sein soziales Umfeld war eher dürftig. So wie bei vielen Menschen mit großem Vermögen“, sagt Hoffenbach.

Hunde mochte er. Anfangs lebte er noch mit Atram, seinem Schäferhund. „Ich habe ihn nicht mehr kennengelernt“, sagt Peter Hoffenbach. „Aber ich erinnere mich an den Namen. Das war sein Bankpasswort.“ Als Atram starb, begann Ruut auch mit dessen Bildern zu sprechen. „Er lebte mit seiner Frau und seinem Hund, als ob beide noch da wären“, sagt Hoffenbach.

„Er lebte mit seiner Frau und seinem Hund, als ob beide noch da wären.“

Ruut hatte schon zu Antonias Lebzeiten mehr Geld, als er je brauchen würde. Und seit ihrem Tod hatte er auch mehr Zeit, als er brauchte.

Gustav und Antonia Ruut in ihrem Garten – ein seltenes Bild gemeinsamer Ruhe in einem Leben, das vor allem von Arbeit und gegenseitigem Zusammenhalt geprägt war.

Intuition und Timing

Also suchte er sich eine neue Aufgabe. In einem Alter, in dem die Männer und Frauen seines Jahrgangs in Rente gingen, nahm Ruut einen großen Teil seines Goldschatzes und steckte ihn in Aktien. 1987 war das, unmittelbar nach dem großen Börsencrash. „Von der Intuition und dem Timing vollkommen richtig“, sagt Hoffenbach.

Die Aktien waren sein Zeitvertreib: Er konnte handeln, ohne auf Märkte zu fahren, was ihm zunehmend schwerer fiel. Am liebsten handelte Ruut Optionen – ein Geschäft, das oft Impulskäufer bestraft und den Strategen belohnt. Und das eine hohe Auffassungsgabe erfordert. „Immer wieder kamen neue Produkte. Er hat sie genau seziert. Bis er sie verstanden hatte. Sonst hat er das Geschäft nicht gemacht“, sagt Mischo.

Die Aktien waren auch sein Tor zur Welt: Zwei-, dreimal am Tag rief er Peter Hoffenbach an, oder Peter Mischo, wenn Hoffenbach in Urlaub war. Von seinem Sessel im Wohnzimmer aus, wo sich die letzten zehn Jahre seines Lebens abspielten. In der mächtigen Eichen-Schrankwand stand der Fernseher. Er schaute Nachrichten und Börseninformationen auf n-tv, verfolgte Aktienkurse im Teletext. „Wir waren beeindruckt, was er alles wusste, wenn er uns anrief“, sagt Mischo.

Wie gut sich sein Vermögen entwickelt hat, dürfen die beiden ihm dabei aber nicht sagen. „Andere Kunden waren immer heiß darauf, zu erfahren, wie die Performance war. Waren es 3,7 oder 3,9 Prozent?“, sagt Peter Mischo. Bei Ruut waren es eher 15 Prozent, aber er wollte es nicht wissen. „Sonst reden wir uns das Ganze schön und die Motivation geht verloren“, sagt er.

Ohnehin blieb das Geld stets in den Aktien. Ruut nahm sich fast nichts davon. Auch als er im Alter einen Treppenlift gebrauchen konnte und eine ebenerdige Dusche. „Es tat ihm weh, Geld für sich selbst auszugeben“, sagt Hoffenbach. „Es war so, als ob das Vermögen eine eigene Existenz bekommen hätte. Er hat für sein Vermögen gearbeitet. Nicht für sich.“

„Es war so, als ob das Vermögen eine eigene Existenz bekommen hätte. Er hat für sein Vermögen gearbeitet. Nicht für sich.“

Etwa einmal im Monat war Hoffenbach bei Ruut zu Hause. Ruut empfing ihn an der Tür, mit knappen Worten, aber mit einem Grinsen im Gesicht. Dann brühte Hoffenbach in der Küche Kaffee nach Ruuts Anweisungen, räumte dann Zeitungen und Magazine von der Couch, und die beiden begannen ihr Gespräch. Sie redeten über Aktien, die Ruut auf seinem Zettel in seiner altertümlichen, an Sütterlin angelehnten Handschrift notiert hatte. Über Vorschläge, die Hoffenbach mitgebracht hatte.

Käsebrote statt Sterneküche

Manchmal aßen sie gemeinsam: „Hin und wieder habe ich den Vorschlag gemacht, dass wir essen gehen. Aber das war gar nicht seins.“ Auf keinen Fall Sterneküche, wie es sich andere Kunden wünschten, aber auch die Gaststätte gegenüber suchte Ruut nur widerwillig auf. Lieber bat er Hoffenbach, für ihn bei Aldi einzukaufen. Dann gab es Käsebrote und Tomaten. Oder Surimi, das künstlich gefärbte Krebsimitat, das Ruut besonders mochte.

Wenn das Geschäftliche erledigt war, bat Ruut Hoffenbach von seiner Familie zu erzählen, von seinen Kindern. Zu Weihnachten sagte Ruut: „Gehen Sie unten ins Lager und nehmen Sie Bettwäsche und Schlafanzüge für Ihre Kinder mit.“ Erwähnte Hoffenbach, dass er mit seinen Kindern auf der Durchreise war, sagte Ruut: „Bringen Sie sie doch bitte mit.“

Ruut mochte Kinder, auch wenn er im Umgang mit ihnen eher unbeholfen war. „Da gab es einen Moment, wo sich der alte Mann und die kleinen Kinder gegenüberstanden. Und beide Seiten wussten nicht so wirklich, was sie jetzt tun sollten“, sagt Hoffenbach. „Manche Menschen reagieren in solchen Situationen dann mit Verärgerung. Aber das war bei ihm überhaupt nicht der Fall. Da war diese Neugier und Freude.“

Als sie sich kennenlernten, war Hoffenbach 28 und Ruut 75. „Ich weiß nicht, wie groß seine Erwartung an mich war. Aber manchmal kam es mir vor, als wäre ich der Ersatz für einen Sohn, den er ja nie hatte. Da muss man aufpassen, dass man die professionelle Distanz nicht verliert.“

Bis zu seinem Tod blieben Ruut und Hoffenbach beim Sie. Das Verhältnis wurde trotzdem immer vertrauter. Ruut trug Hoffenbach in seine Vorsorgevollmacht ein und in die Patientenverfügung.

Und wichtiger noch: Der verschlossene Gustav Ruut begann zu erzählen. Und Hoffenbach begann zu verstehen: Wer Ruut gewesen war, wer Antonia gewesen war – und wie sehr ihm ihr Tod noch nachging. Er verstand auch, wie wenig Ruut wusste, wofür er sein Vermögen vermehrte, und dass er sich sorgte, was damit nach seinem Tod geschehen sollte.

„Er und ich haben irgendwann mal ausgerechnet, wie viel Kilometer Autobahn der Staat mit seinem Vermögen bauen könnte“, sagt Hoffenbach. Das Ergebnis: beeindruckend, aber auch erschreckend. Ruut war ohnehin überzeugt, dass auf den Tod nur das große Nichts folgt. Dass auch von seinem Vermögen am Ende nur ein Abschnitt Autobahn bleiben sollte, das war Ruut überhaupt nicht recht.

Stifterreife

Irgendwann kam Hoffenbach dann die Idee mit der Stiftung. Scheinbar absurd: Ruut brachte es nicht übers Herz, 5.000 Euro für einen Treppenlift auszugeben, und nun sollte er ein Vielfaches in eine Stiftung stecken? „Man muss sich das klarmachen: Das Geld, das man zu Lebzeiten anstiftet, ist weg. Man kann es nicht zurückholen“, sagt Peter Mischo. „Kaum einer unserer Kunden hätte das gemacht.“

Ruut ließ sich Zeit. Über ein Jahr lag die handgeschriebene Satzung der Stiftung auf dem Papierstapel im Wohnzimmer. Weder Hoffenbach noch er sprachen sie an. „Das muss von einem selbst kommen“, sagt Hoffenbach. „Man spricht von einer ‚Stifterreife‘, und ich finde, das passt sehr gut. So eine Entscheidung braucht Zeit.“ Irgendwann sagte Ruut: „Wir machen die Stiftung.“

Schon zu Ruuts Lebzeiten startete die Antonia-Ruut-Stiftung mit 400.000 Euro. „Eine Riesensumme“, sagt Peter Mischo. „Davon hätte er sich ein Haus kaufen können.“

Den ersten Stiftungszweck legte Ruut selbst fest: Krebskranken zu ermöglichen, mehr Zeit mit ihrer Familie zu verbringen. Die anderen ließ er Hoffenbach ausarbeiten und segnete sie ab.

Dass Hoffenbach der Vorstand sein sollte, war Ruuts Idee. Seine Begründung unkonventionell und voller Bauernschläue: „Wenn Sie für mich bei Aldi eingekauft haben, haben Sie mir immer nur reife, rote Tomaten mitgebracht. Das hat sonst niemand getan. Sie können die Stiftung führen.“

Sechs Gäste

Das letzte Mal sahen sich beide im Krankenhaus. Ruut war dort wegen einer Lapalie. Nichts, was auf seinen Tod hindeutete. Sie verabredeten einen Termin für den nächsten Besuch, doch dazu kam es nicht mehr.

Als Hoffenbach im November 2006 die Klingel drückte, ertönte kein Summer mehr. Gustav Ruut bat ihn nicht mehr herein – mit knappen Worten und unterdrücktem Grinsen. Das große Haus am Dortmunder Volksgarten lag still. In der Straße stand ein Polizeiwagen. Zufällig. Aber Hoffenbach erfuhr, dass es hier auch am Samstag einen Polizeieinsatz gegeben hatte: „Herr Ruut ist am Samstag verstorben.“ Am 4. November 2006 mit 83 Jahren.

Zu seiner Beerdigung erschienen der Trauerredner und sechs Gäste: der Rechtspfleger, Peter Mischo, ein weiterer Stiftungsvorstand, ein benachbartes Pärchen, das die Anzeige gelesen hatte – und Peter Hoffenbach.

Gustav Ruut liegt auf dem Friedhof Lütgendortmund begraben, im gemeinsamen Grab mit Antonia. Den Stein hatte er selbst ausgewählt: groß, rund und schlicht. Oben steht „Ruut“, dann: „Antonia 1931–1983“ und „Gustav 1923–2006“. Name und Daten, die kaum mehr aussagen als die Körpergröße und Augenfarbe in seinen Dokumenten. Wer Gustav Ruut war, steht nicht auf diesem Stein. Aber da ist ein Detail, das eine letzte Geschichte erzählt: Als einzige Verzierung hat Ruut ein Bündel bronzener Ähren anbringen lassen.

Im Johannesevangelium steht der Satz vom Weizenkorn, das in die Erde fällt und stirbt, bevor es Frucht bringt.

Ruut war nicht gläubig. Aber die Stelle passt. Reichtümer zu horten ist so alt wie die Menschheit. In Trier, wo die Antonia-Ruut-Stiftung ihren Sitz hat, holen Bauarbeiter bis heute Schätze aus dem Boden. Goldene Sicherheiten fürs Alter, vergraben von reichen Römern – und seit Jahrtausenden fruchtlos in der Erde.

Auch Gustav Ruut hat zu Lebzeiten gehortet. Hat Barren in Schließfächern gelagert, Goldmünzen in seine Villa eingemauert und ein Vermögen in Aktien investiert. Am Ende aber hat er alles in eine Stiftung gegeben, die den Namen seiner großen Liebe trägt – damit aus der Saat immer wieder Ähren wachsen.

Gustav & Antonia Ruut